

## Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter im und nach dem Kriege

### Butterbrot für einen Kriegsgefangenen

Eine junge, nach den Siepman-Werken dienstverpflichtete Frau, bringt einem Kriegsgefangenen Butterbrote zur Arbeitsstelle mit. Der Betriebsobmann sieht dieses üppige Zubrot. „Von wem hast du das?“ - Der junge Mann zeigt verängstigt auf die junge Frau. Der Obmann: „Bist du denn verrückt geworden? Das ist verboten! Passiert das noch mal, lass ich dich sofort abholen!“ Dann reißt er die Brote vom Tisch, trampelt darauf herum und geht wut-schnaubend weg.

N.N.



*Wachtrupp für die französischen Kriegsgefangenen*

## Gefangene und Zwangsarbeiter in Belecke und ihr Verhältnis zur Bevölkerung

Während des Krieges, als die deutschen wehrfähigen Männer an die Front mussten, falls sie nicht als Fachleute in der Rüstungsindustrie für unabkömmlich erklärt worden waren, kamen mehrere hundert Ausländer als Arbeitskräfte nach Belecke.

Der Verwaltungsbericht des Amtes für das Jahr 1940 nannte 55 Zivilarbeiter aus Polen, die ab 18.2.1940 in unserer Heimat Belecke eingesetzt wurden. Bis zum Ende desselben Jahres wuchs ihre Zahl auf 145 im Amt Warstein. Anfangs wurden sie - Männer und Frauen, teils miteinander verheiratet - privaten Familien zugeteilt: Bauern, Handwerkern, kinderreichen Familien, Gaststätten. Wo sie arbeiteten, fanden sie Kost und Unterkunft.

Das änderte sich mit der Ankunft der französischen Kriegsgefangenen nach dem Westfeldzug. Die Truppe wurde in der Belecker Schützenhalle untergebracht, ihre Offiziere im Gasthof Cruse/Hanemann und in der Privatpension Müller (Weststraße). Die Offiziere brauchten entsprechend der Genfer Konvention nicht zu arbeiten, flanierten oft in ihrer besten Ausgehuniform durch die Straßen mit blitzenden Stiefeln, Koppelzeug (Lederzeug) und mit ihren Offizierskappen. Selbstverständlich wurden sie von ihren französischen Soldaten militärisch begrüßt. Einige Offiziere arbeiteten freiwillig; so zum Beispiel zwei im Konstruktionsbüro der Siepmann-Werke. Nach Aussage von Karl-Heinz Willecke, damals Lehrling in der Siepmann-Buchhaltung, erhielten die französischen Kriegsgefangenen für ihre Arbeit im Werk einen Lohn, der etwa 50 Prozent des Lohns für deutsche Arbeiter betrug. In der Lagerkantine konnten sie damit einkaufen. Die Offiziere erhielten einmal Heimaturlaub auf ihr Offiziers-Ehrenwort. Zwei von ihnen kamen nicht nach Deutschland zurück. Später wurden die Offiziere ins gemeinsame Offizierslager nach Soest verlegt.

Die französischen Soldaten arbeiteten größtenteils im Siepmannschen Rüstungsbetrieb und kehrten nach der Arbeitszeit in ihr Quartier, die Schützenhalle, zurück. Französische Gefangene arbeiteten auch in der Landwirtschaft und führten den Betrieb,

wenn Männer fehlten, so z. B. bei Schulte/Kohlenschulte, bei Köhne/Wünner oder bei Stütting/Mühlen. Auch bei Handwerkern arbeiteten die Kriegsgefangenen. Sie schliefen aber nicht privat; morgens kamen sie aus der Schützenhalle, abends kehrten sie dorthin zurück. Anfangs wurden sie von den Wachen gebracht und abgeholt, später gestattete man ihnen, allein zu kommen und zu gehen. So waren sie es ja tagsüber auch gewohnt auf dem Gang oder den Fahrten zu und von den Feldern, zu den Werkstätten und Baustellen.

Nach der völligen Vernichtung der Schützenhalle durch den Brand am 9. März 1942 wurden für die französischen Kriegsgefangenen auf dem Schützenplatz acht Baracken errichtet.

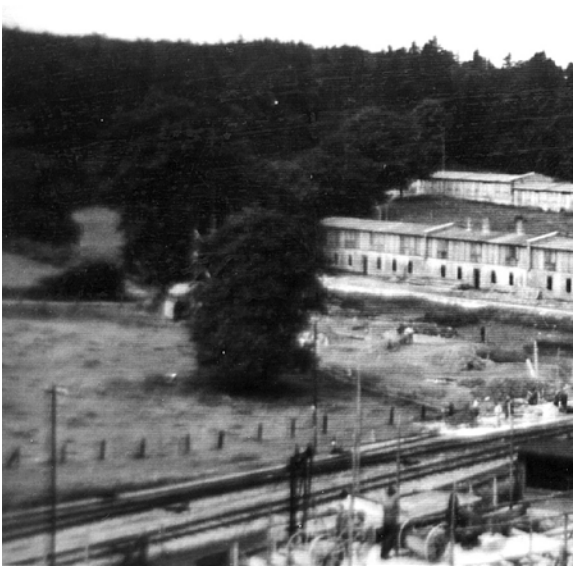
In Belecke waren die Franzosen ein gewohntes Bild im alltäglichen Leben, sie waren nahezu eingegliedert trotz des Krieges. Wir kannten sie mit Vornamen: Kohlenschulten Robert, Wünners Franz, Mühlen Germain, Beelen René. Dennoch, um die Schützenhalle bzw. um die Baracken war ein Stacheldrahtzaun errichtet. Doch gewährte man den ca.200 gefangenen Franzosen gewisse Freiheiten. Sportliche Aktivitäten auf dem Sportplatz und im Freibad waren unter Aufsicht der Wachmannschaften normal.

Nachdem im Russlandfeldzug 1941 der Westteil der Sowjetunion von den Deutschen erobert worden war, wurden mehrere Millionen Russinnen und Russen nach Deutschland zum Arbeitseinsatz abtransportiert. Rund zehn Millionen Zwangsarbeiter wurden nach Deutschland verschleppt.

Barackenlager entstanden in Belecke in der Besenberg, wo heute das Verwaltungsgebäude der AEG steht, mit acht Baracken, am Lodenweg mit acht Baracken, nach dem Brand der Schützenhalle auf dem Schützenplatz mit acht kleineren Baracken für die Franzosen, auf dem aufgeschütteten Marktplatz mit vier oder fünf Baracken für die Italiener. Diese Gefangenen waren Angehörige der Truppe des italienischen Generals Badoglio, der gegen Mussolini geputscht hatte.

Die Baracken am Lodenweg mit betonierten Kellerräumen wurden zum Teil noch in den späten fünfziger Jahren von den Vertriebenen aus dem deutschen Osten bewohnt.

Insgesamt befanden sich ca. 1.400 Fremdarbeiter in



*Gefangenenbaracken am heutigen Lodenweg*

Einschließlich der russischen, mongolischen der französischen und der italienischen Kriegsgefangenen.

Die Zwangsarbeiter aus dem Osten waren nicht nur bei der Rüstungsindustrie der Siepmann-Werke im Einsatz; auch andere Firmen wie die Terrazzo-Werke, die Hartsteinwerke im Drewer Steinbruch und Sägewerke beschäftigten sie. So standen auch im Drewer Steinbruch Baracken. Wie die Zivilpolen fanden auch russische Fremdarbeiter, die größtenteils aus der Ukraine kamen, bei Bauern und Handwerkern Arbeit, sie durften dort ebenfalls über Nacht bleiben.

Im Allgemeinen hatten die bei Privaten untergebrachten Zwangsarbeiter das bessere Leben. Bauern und Handwerker, letztere oft mit landwirtschaftlichem Nebenerwerb, litten keinen Hunger. Auch im Krieg war ihr Tisch noch verhältnismäßig gut gedeckt und mit wenigen Ausnahmen - von denen wir Kenntnis haben - profitierten davon auch die Zwangsarbeiter und wurden satt.

Offiziell war es nicht erlaubt, die Ausländer bei den Mahlzeiten an den Familientisch zu laden. Wir wissen, dass sich einige Nazifamilien streng daran hielten und auch in der Zuteilung der Essensportionen peinliche Unterschiede zwischen sich und ihren fremden Helfern machten.

Bei den meisten privaten Arbeitgebern nahmen die Fremdarbeiter zwar nicht immer die Stellung von Familienmitgliedern ein, waren aber zu vergleichen mit der früheren Position von Knechten und Mägden. Das kleine Weihnachts- und Geburtstagsgeschenk an Juan, Sire, Maria, Ludmilla oder Katinka und für die Kriegsgefangenen René, Charles, Francesco und Franco war für die meisten deutschen Familien in Belecke, die einen Fremdarbeiter hatten, selbstverständlich.

Anders war die Situation der in den Lagern Inhaftierten. Die französischen und später die italienischen Kriegsgefangenen mussten nach der Genfer Konvention (Schutz und Rechte für Kriegsgefangene) behandelt werden; ihnen ging es besser. Die zivilen verschleppten Ostarbeiter standen nicht unter diesem Schutz des Völkerrechts. (Die Sowjet-Union hat die Genfer Konvention nie unterschrieben.)

Von Männern und Frauen, die in den Lagerküchen für Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter das Essen bereiteten, wissen wir, dass beispielsweise die französischen Kriegsgefangenen und auch die französischen Zivilarbeiter besseres Essen, größere Portionen erhielten als die russischen Fremdarbeiter. Dazu vergleiche den späteren Bericht von Hilde Stelte, geb. Budde (Seite 154).

Es war in Belecke bekannt, dass die Menschen in den Baracken Hunger hatten. Auch viele Einheimische, die nicht Land und Garten, die keine Haustiere wie Kuh, Schwein und Hühner hatten, litten Not. Aber die Barackenbewohner trugen das härtere Schicksal. So gab es manchen Belecker in der heimischen Industrie, der seinem ausländischen Mitarbeiter zum Frühstück ein Butterbrot mitbrachte, natürlich heimlich. Was passieren konnte, wenn man bei diesem Nächstdienst geschnappt wurde, haben wir an zwei Beispielen aufgezeigt.

Ein Festtag für die russische Lagerinsassin, für den russischen Fremdarbeiter war ein privater Einsatz bei deutschen Familien. Im Sommer und Herbst 1942, im Frühjahr, Sommer und Herbst der Jahre 1943 und 1944 sah man Tag für Tag Fremdarbeiter zusammen mit deutschen Familien beim Umgraben des Garten, beim Heuen auf den Wiesen rund um Belecke, beim Kartoffeln-Auspflügen am Seller, auf der Hoardt oder sonst irgendwo.

Nach der Tagesschicht konnte man am Spätnach-

mittag am Lagertor einen Helfer, eine Helferin abholen. Abends wurden sie zum Lager zurückgebracht. Die deutsche Familie war natürlich verantwortlich für die Bewachung. Aber es ist nicht bekannt geworden, dass jemals ein Fluchtversuch stattgefunden hätte. Die jungen Russinnen und Russen genossen den „Ausflug in die Freiheit“, auch wenn das eine zweite Arbeitsschicht nach der schweren Arbeit in der Fabrik bedeutete. Man wusste ja, dass es zur Kaffeezeit Butterbrote gab und vor der Rückkehr zum Lager ein gutes Abendessen.

Was erzählte J. B. eines Morgens in der Schule? „Gestern hat uns Alex, der Ukrainer, wieder beim Graben und Runkelernten geholfen. Hör mal, was ich von ihm gelernt habe.“ Und J. legte seine Handflächen so zusammen wie beim Schneeballrollen,

dass die beiden Daumen parallel nebeneinander lagen. Dann blies er durch den Schlitz dazwischen in den Hohlraum, den die Handflächen bildeten. Es entstand ein Ton, als ob ein Käuzchen in der Nacht rief oder als ob die Lokomotiven einen dunklen Heulton ausstießen. Natürlich versuchten wir in den nächsten Pausen, dieses neue „Blasinstrument“ zu erlernen.

Noch interessanter war, was J. weiter zu erzählen hatte. Er sagte: „Mama hatte eine Pfanne Bratkartoffeln gemacht für uns fünf, die vom Felde kamen. Da Alex spätestens um acht, halb neun Uhr wieder im Lager sein musste, sollte er schon vor essen.

Papa musste noch schnell zum Nachbarn rüber. Die Pfanne blieb auf dem Tisch stehen. Alex verschlang seine Portion, füllte nach. Uns blieb der Mund offen vor Staunen. Die Kartoffeln, die für fünf Personen gedacht waren, hatte Alex in knapp zehn Minuten vertilgt. Er sprang auf, nahm Mutters Hände, drückte sie und sagte in glattem Deutsch: „Danke, danke, heute bin ich endlich mal satt!“ „Was habt ihr gesagt?“, wollten die Klassenkameraden wissen. „Nix“, antwortete J. „Mutter hat neue Kartoffeln gebraten und gesagt: „Der muss ja halb verhungert gewesen sein; da muss man auch mal selbst verzichten können.“

Der Meinung waren auch J.'s Schulfreunde.

N.N.

## Bericht über Lagerküchen für Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter in Belecke,

darin eingestreut Erinnerungen von Hilde Stelte, geb. Budde, die zwei Jahre lang dort Mitverantwortung hatte

Entsprechend den vier Lagerkomplexen

- auf dem Schützenplatz für die kriegsgefangenen Franzosen
- auf dem Marktplatz für die inhaftierten italienischen Soldaten
- in der Besenberg und am Lodenweg für die russischen Zwangsarbeiter gab es auch verschiedene Lagerküchen.

Die kriegsgefangenen Franzosen hatten ihre eigene Küche unter der Leitung des deutschen Kochs Schlüter. Die Küche in der Besenberg hatte für die größte Gruppe die Essensportionen zuzubereiten. Der Koch war Herr Schröder, die Einkäufe für die Lagerküche besorgte Herr Zölzer.

In der Belecker Bevölkerung hielt sich die Parole „Die armen Menschen in den Baracken müssen ihre harte Arbeit bei Wassersuppen verrichten. Runkeln, Kartoffeln und Kohl sind die Zugaben. Fleisch gibt es nur, wenn ein Bauer ein Stück Vieh notschlachten musste, beziehungsweise, wenn ein Stück eingegangen war.“ Gegen diese Parolen machte man natürlich von Seiten der Lagerverwaltung mobil.

So wurden eines Samstags die Jungen der Siepmannschen Lehrwerkstatt in den „Speiseraum“ (Essbaracke) des Russenlagers geführt und gespeist mit dem Essen, das angeblich in dieser Qualität täglich die Fremdarbeiter bekämen. Man staunte nicht schlecht ob des guten Geschmacks und des kalorienreichen Inhalts. Dass dies ein „Demonstrationsessen“ war, wurde auch den Lehrlingen klar.

Aber die Aussage von Hilde Stelte widerlegt die allgemeine Skepsis in Maßen: „Das Essen war nicht so schlecht, wie allgemein angenommen wurde. Koch und Nahrungslieferant taten alles, um den hart arbeitenden Fremdarbeitern ein Essen zu liefern, wie es die Zeiten erlaubten. Ich kann nur sagen, es war

nicht schlechter als das, was nach dem Kriege 1945/46 auf deutschen Tischen stand."

Es gab einmal am Tag warmes Essen. Das Essgeschirr war ein Blechnapf, eine Konservendose oder ein Stück Rohr, das die Arbeiter im Werk an einer Seite verdeckelt hatten. Die Portionen waren klein, sie reichten nicht zum Sattwerden.

„Eines Tages“, erzählt Frau Stelte, „standen zwei der Männer, die am Werksluftschutzbunker unterm Sellaer gearbeitet hatten, hungrig vor mir. Ihre Portion hatten sie schon gegessen. Ich gab beiden einen Nachschlag aus den Kübeln, die die Essensreste enthielten und die täglich oder nach Bedarf zum Betriebsobmann gefahren wurden, um seine Schweine damit zu füttern.“

Nach einer halben Stunde hörte ich Lärm in der Lagerküche. Ich erkannte die Stimme des Betriebsobmanns, der vom Koch wissen wollte, wer den Nachschlag gegeben hatte. In der Küche standen sechs Leute, zwei in SS-Uniform, ein Mann in SA-Uniform, zwei Wachsoldaten und der Betriebsleiter Walter Siepmann in Zivil. (Auch die anderen fünf Männer sind namentlich bekannt.)

Ich bekannte mich zu der Tat und sagte: „Meine Herren, solange ich hier arbeite und in den Kübeln noch Essen zurückbleibt, gebe ich den hungernden Menschen hier Nachschlag, bevor es an Schweine gewisser Leute verfüttert wird.“ Walter Siepmann sagte: „Aber Fräulein Budde, das darf nicht sein!“ Meine Antwort war: „Ob es sein darf oder nicht, vor unserem Herrgott sind alle Menschen gleich. Und ich werde den Hungernden eher was geben, als Essensreste als Schweinefutter aufzubewahren.“

Mein mutiges Auftreten blieb ohne Folgen für mich. Tage später begegnete ich Herrn Siepmann. Er begrüßte nicht wie üblich mit „Heil Hitler“, sondern er zog den Hut mit dem Gruß „Guten Tag“. Das geschah auch in der Folgezeit.“

Hilde Stelte war nicht verantwortlich für die warmen Mahlzeiten. Sie verteilte genau abgewogen die täglichen Rationen für Brot, Marmelade, Margarine und Aufschnitt. Pro Person verteilte sie 350 Gramm Brot täglich. Für sieben Personen schnitt sie jeweils ein 5-Pfund-Brot auf, wie sie damals in üblicher Weise im Handel waren. Was auf das Brot kam als Aufstrich und Belag, waren nur wenige Gramm.

Mit der Zeit bildeten sich Gruppen zu siebt, die dann die Aufteilung des Brotes und der Zutaten eigenständig vornahmen, nachdem sie die entsprechenden Gesamtrationen von Hilde Stelte erhalten hatten. Nach ihren Erinnerungen waren die ausgeteilten Mengen für die russischen Fremdarbeiter kleiner als die für Franzosen und Italiener, mit Ausnahme der Brot ration, die für alle gleich war. Franzosen profitierten von den Lebensmittelpaketen, die sie aus Frankreich empfangen durften.

Eine Woche nach dem Zwischenfall mit dem Nachschlag warnte der Koch seine Mitarbeiterin Budde: „Pass auf, dass du bei der Rationen-Ausgabe keinem mehr gibst, als ihm zusteht. Der Betriebsobmann geht mit der Briefwaage durchs Lager und wiegt die von dir ausgegebenen Portionen nach. Er will dich ins KZ bringen.“ Sie war auf der Hut. Aber sie fand auch genügend Gelegenheit, Hungernden heimlich zu helfen. Die Fremden dankten es ihr durch gutes Verhalten.

Dazu ist noch die Geschichte zu erzählen mit dem Schlangestehen bei der täglichen Essensausgabe. Eines Tages betrat ein als sonst besonnen bekannter deutscher Mann in dem Moment den Lagerraum, als ein im Verhältnis zu seinen Kameraden älterer Russe einen Schritt aus der Reihe trat und nach vorn drängte. Der Deutsche schlug mit dem Krückstock nach dem verdutzten Mann und brüllte auch Fräulein Budde an, die er für den „Sauhaufen“ verantwortlich machte.

Nach ein paar Tagen kam derselbe Mann vom Küchenpersonal zur gleichen Zeit zur Essensausgabe. Alle Fremdarbeiter standen vorbildlich in der Reihe. Das veranlasste besagten Mann zum Lob in ihre Richtung. Diese entgegnete: „Ein liebes Wort erreicht eben mehr als brutale Prügel!“

Sie sagt heute: „Ich habe mich in den zwei Jahren meiner Arbeit in der Lagerküche immer bemüht, den Gefangenen und Zwangsarbeitern als gleichwertigen Mitmenschen zu begegnen. Und das haben sie mir gedankt.“

Die größte Überraschung erlebte ich auf meinem Namenstag am 17. 9. 1945. Der Polizist Schormann bat mich, mit ihm zu seinem Haus zu kommen. Dorthin hatte ein Pole Gaben für ein „Festessen“ gebracht. Mit diesem Polen hatte ich nie ein Wort gesprochen. Im Namen der Lagerinsassen, die zwei

Jahre von mir betreut worden waren, lud er mich ein. Er hätte nicht nach Hause zu uns kommen wollen. Den Polizisten hielt er für den geeigneten Zeugen ihres Dankesbeweises. Ich habe mich riesig darüber gefreut."

## Tamara und Piotr

sind als Angehörige eines „minderwertigen Volkes“ nicht würdig, auf dem Belecker Friedhof begraben zu werden.

In Verlängerung des alten Belecker Friedhofs liegen vorn im Fichtenwald neun Gräber. Nur eines trägt einen Grabstein mit eingemeißelter Inschrift und Kreuz. Heute sind die Gräber eingefasst und gepflegt. Ein kleines Denkmal sagt in deutscher und russischer Sprache, dass hier neun russische Bürger begraben liegen, gestorben in den Jahren 1941 bis 1945.

Die kleine Gräbergruppe ist umgeben mit einer Hainbuchenhecke. Zur Friedhofskapelle hin und zum alten Friedhof sind die Fichten gefällt, so dass man Zugang zu den Grabstätten hat.

Im Krieg war das anders. Wenn russische Zwangsarbeiter starben, hatten sie als Menschen „zweiter Klasse“ keinen Anspruch auf einen Platz auf einem deutschen Friedhof. Den fünf verstorbenen französischen Kriegsgefangenen räumte man zumindest eine Ruhestätte am Ende des Belecker Friedhofs ein. (Bis auf einen wurden sie nach dem Kriege in die französische Heimat überführt.) Die Russen waren diesen aus der Sicht der Nationalsozialisten nicht würdig. Man begrub sie zwischen Bäumen, Sträuchern und Gebüsch.

Wir Oberbelecker Jungen erinnern uns an einen hellen Sommertag 1944. Wir spielten zu etwa acht Jungen vor der Alten Schule in der Weststraße Fußball, mit einem selbstgenähten Stoffball aus Lumpen, als Karl kam und rief: „Heute ist wieder eine Russenbeerdigung. Sie sind auf dem Neuen Weg. Wenn wir uns beeilen, können wir erleben, was passiert.“

Wir liefen die Mittelstraße hoch, den Westerberg hinunter und auf den schmalen Spazierweg über dem Friedhof. Direkt oberhalb des großen Kreuzes blieben wir stehen. Von hier hatten wir auch die letzte Russen-Beerdigung beobachtet.

Und da war die kleine Kolonne. Sie kam gerade hinter Beelen Garten hervor und ging Richtung Äskerv. Sechs Männer trugen einen offenen Sarg auf ihren Schultern. Dahinter folgte eine kleine Schar junger

Männer und Frauen in abgerissener Kleidung. Stumm schritten sie voran bis zum Wald, wo ein Grab ausgehoben war. Auch wir hatten uns leise dahin vorgeschoben. Heute wollten wir mehr sehen als beim letzten Mal. Jetzt standen wir im jungen Fichtenwald, ungefähr fünfzehn Meter oberhalb des kleinen Trauerzuges. Wir konnten alles sehen und hören. Eine junge Frau lag im Sarge, weiß gekleidet, einen grünen Kranz um die schwarzen Haare geflochten. Die jungen Leute sangen eine wehmütige russische Weise. Dann wurde auf Befehl der deutschen Wache der Sarg geschlossen und in die Erde gesenkt. Die jungen Frauen weinten herzzerreißend. Ein Mann sprach etwas mit lauter Stimme. Betete er, hielt er eine kurze Abschiedsrede? Wir hatten keine Ahnung. Aber wir fühlten, wie es denen da unten zumute sein musste, hier im fremden, feindlichen Lande ihre Kameradin beerdigen zu müssen. Oder könnte man nicht auch sagen „verscharren“ zu müssen?

Während wir uns leise davonschlichen, schaufelten die Russen das Grab zu. Am anderen Tag fanden wir auf dem Grabhügel ein paar grüne Tannenzweige in die Erde gesteckt als einzigen Schmuck. Hatte man diese Geste der Zuneigung und des Abschieds den Russen erlaubt oder hatten das Belecker Leute getan?

Eine Einfassung erhielten die Gräber selbstverständlich nicht. Das geschah erst einige Jahre nach dem Kriege, als auch einige Bäume und Sträucher abgeholzt wurden, um ein wenig Platz zu schaffen. Jetzt konnte jeder die neun Gräber sehen, die vorher versteckt im dichten Wald fast verborgen geblieben waren.

Allerdings hat man in Belecke niemals die Grobherzigkeit aufgebracht (oder sollte man besser sagen, sich niemals moralisch verpflichtet gefühlt?) den Friedhof nach Osten hin um ein paar Meter zu erweitern, um die Russengräber würdig in den Friedhof zu integrieren.

Ein entsprechender mündlicher Antrag eines Belecker Bürgers wurde Anfang der sechziger Jahre von verantwortlicher politischer Stelle in Belecke höhnisch zurückgewiesen. Der Antrag wurde vorgetragen nach der Feier des Volkstrauertages an der Belecker Friedhofskapelle. Auch diese Feierstunde erwähnte mit keinem Wort die neun Russinnen und Russen, die in zwanzig Meter Entfernung im Wald begraben liegen.

So gibt die abseitige Ruhestätte noch heute Kunde

davon, wie auch wir Belecker in unrühmlicher Weise unterschieden haben und noch unterscheiden zwischen Herrenmenschen und Untermenschen.

N.N.

### Grabdenkmal für einen verstorbenen russischen Bürger

Mein hat am 20.05.1944 von dem damaligen Bürgermeister Vollmer die Anweisung erhalten, für einen verstorbenen Ostarbeiter einen Platz für dessen Beerdigung herzurichten. Der im damaligen Gefangenenlager verstorbene

Ostarbeiter wurde nach der Schilderung meines Vaters im orthodoxen Ritus von seinen mitgefangenen Kameraden „feierlich“ beerdigt.

Vater Josef Becker, geboren am 26.06.1891, hat am 20.05.1944 von dem damaligen Bürgermeister Vollmer die Anweisung erhalten, für einen verstorbenen Ostarbeiter einen Platz für dessen Beerdigung herzurichten. Der im damaligen Gefangenenlager verstorbene Ostarbeiter wurde nach der Schilderung meines Vaters im orthodoxen Ritus von seinen mitgefangenen Kameraden „feierlich“ beerdigt.

# Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei

Gauleitung Westfalen-Süd

Kreis: Arnsberg

Ortsgr.: Belecke-Möhne

Ihre Zeichen: ..... Ihre Nachricht: .....

Betreff: Der Ortsgruppenleiter.

Belecke den 11.8.1944

Herrn

Josef B e c k e r

B e l e c k e - M ö h n e

Mittelstr. 20

Es wird mir gemeldet, daß Sie für einen kürzlich tödlich verunglückten Ostarbeiter einen Grabstein anfertigten, der an den Seiten neben dem Kreuz je einen Sowjetstern zeigte.

Es ist mir wirklich unverständlich, wie Sie einer solchen Stein aufstellen können. Von Ihnen als Parteigenosse muß man doch erwarten, daß Ihnen die weltpolitische Auseinandersetzung, um die es in diesem Schicksalskampfe unseres Volkes geht, hinreichend bekannt ist. Ihre Handlungsweise ist mir deshalb unbegreiflich, auch schon deswegen, weil Sie selbst ja einen Sohn in diesem schweren Ringen verloren haben. Ich will nicht annehmen, daß Sie provozieren wollten, sondern sehe vielmehr Ihr Verhalten als eine grenzenlose Dummheit an.

Sie haben sich als Parteigenosse derart unwürdig benommen, daß ich gezwungen bin, diese Angelegenheit dem Kreisgericht der NSDAP zur Entscheidung zu unterbreiten, was Sie hiermit zur Kenntnis nehmen wollen.

H e i l H i t l e r !



*[Handwritten signature]*  
Hauptgemeinschaftsleiter

H/0789

Mein Vater erzählte weiter: "Der verstorbene Ostarbeiter sollte einen Grabstein bekommen." Die Kameraden suchten sich einen im Sommer 1934 von meinem Vater hergestellten Stein aus. Dieser Grabstein - seit 1934 vor dem Hause „auf Lager stehend" (eine Fotografie von der Hausvorderfront hängt vergrößert bei uns im Flur) - hatte im oberen Teil ein Kreuz mit zwei seitlichen Drudensternen vertieft eingehauen, nach unten die Fläche für die Grabinschrift glattgeschliffen. Der Grabstein wurde von den Ostarbeitern bestellt und mit folgenden Buchstaben beschriftet:

Osnisko Schepitko 15.02.1904 -.30.05.1944

Aus Ukraine Gebiet Dnjepropetrowsk Dorf Hubinicha Die Inschrift wurde vertieft eingehauen und



mit schwarzer Farbe ausgelegt. Der Grabstein wurde mit einer noch dazu kommenden Einfassung geliefert und mit Hilfe der Ostarbeiter-Kameraden aufgestellt.

An den Ostarbeitern hat mein Vater - wir Söhne wa- ren ja eingezogen - dann bei der Arbeit mit den schweren Steinen oft Hilfe gehabt. Als Lohn dafür hatte meine Mutter den Ostarbeitern oft des Abends eine große Pfanne Bratkartoffeln mit Spiegeleiern auf den Tisch gestellt.

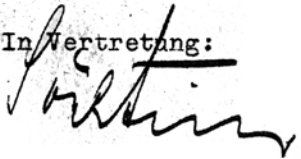
"Die Ostarbeiter kamen gern zu uns", sagte meine Mutter. "Vater und uns wurde geholfen, die Jungs (Ostarbeiter) wurden satt. Der Grabstein wurde auf diese Art bezahlt."

Geheime Staatspolizei  
Staatspolizeistelle Dortmund  
B.Nr. 151/44 - IV 6 b -

Dortmund, den...27. Sept. 1944.

V e r f ü g u n g .

Gegen... den RD. Josef B e c k e r , geb. am 25.6.1891 zu Anröchte,  
wird ein Sicherungsgeld von... 500,-- ..... RM. festgesetzt. Der Betrag  
ist bis zum... 1. 11. 1944 ..... in einer Summe - ~~in Monatsraten~~  
von... B e c k e r ..... - bei der Spar-~~(Giro)~~-Kasse in Warstein.....  
..... einzuzahlen. Das Konto wird auf den Namen  
von... Josef B e c k e r ..... errichtet.  
Es wird bis auf weiteres mit staatspolizeilichem Sperrvermerk ver-  
sehen. Falls sich ..... B e c k e r ..... bis zum 1. 11. 1947 .....  
politisch einwandfrei geführt hat, wird die Löschung des staatspoli-  
zeilichen Sperrvermerks erfolgen, so dass der Kontoinhaber einschliess-  
lich der bis dahin aufgelaufenen Zinsen wieder frei über das Konto  
verfügen kann. Sollten dagegen in dieser Zeit erneute Verstösse  
vorkommen, so wird der Gesamtbetrag an die NSV. überwiesen.

In Vertretung:  


Die Ereignisse überschlugen sich. Im Juni 1944

bekamen meine Eltern die Nachricht: Sohn Ewald ist in Frankreich bei der Invasion der Alliierten gefallen. Ende Juli kam die Vermisstennachricht von Sohn Josef, der in Kurland eingesetzt war. Sohn Heinz wurde im August in der Normandie vermisst. Für meine Eltern waren innerhalb von zweieinhalb Monaten die drei Jungs tot bzw. vermisst.

In dieser Zeit hatte ein Zeitgenosse festgestellt: Mein Vater habe einen Grabstein mit zwei Sowjetsternen angefertigt und auf einem Russengrab aufgestellt. Mein Vater wurde bei der NSDAP angezeigt. Der Belecker Ortsgruppenleiter Stiebing leitete die Anzeige weiter zur Geheimen Staatspolizei Meschede (siehe Schreiben vom 11.08.1944 auf

Seite 157 ).Von dort ging die Anzeige zur Geheimen Staatspolizei Dortmund. Mein Vater musste sich in Dortmund bei der Geheimen Staatspolizei melden.

Während der Anzeigefrist hatte mein Vater mit der Lehrerin Fräulein Ebel, die in der Nachbarschaft wohnte, gesprochen. Die Lehrerin a. D. stellte anhand eines Buches fest: die beiden Sterne an dem Russendenkmal sind keine Sowjetsterne, auch keine Judensterne, sondern Drudensterne. Mit einem von Fräulein Ebel aufgesetzten Schreiben und mit persönlicher Begleitung seines Freundes Müller (Schellwald) ging es zur Gestapo Dortmund. Mein Vater bekam 500 RM Geldstrafe und wurde für politisch nicht mehr zuverlässig erklärt (siehe Schreiben vom 27. 09. 1944 auf Seite 158)

Belecke, den/ 9.6.45

B e s c h e i n i g u n g .

-----

Es wird hiermit bescheinigt, daß der Bildhauer Josef Becker, Belecke, Mittelstraße 20 wohnhaft, im September 1944, wegen politische Verstöße staatspolizeilich bestraft worden ist.

Trotzdem Becker Parteimitglied war, galt er im Sinne der damaligen Strafverfügung der Geheimen Staatspolizei Meschede, als politisch nicht mehr zuverlässig.

*Jahn*

Meister der Gendarmerie.

Während dieser Prozesstage wurde der Grabstein des verstorbenen Ostarbeiters unter der Leitung von Herrn Zurgeißel abgebrochen und vom Friedhof abgeholt, zum damaligen Haus Sonnenschein in die Mittelstraße gebracht und dort auf der Deele oder im Keller gelagert.

Die Zeit nach dem Krieg hat mir mein Vater wie folgt geschildert:

Auf Anordnung der Militärbehörde wurden „ausgesuchte Leute“ mit weißen Armbinden ausgerüstet und mit hilfspolizeilichen Aufgaben betreut. Mein Vater erlebte mit diesen Leuten so einiges:

Wilhelm Heppe (Kallerweg) kam zu meinem Vater und wollte zwei Eimer für die Reinigung des „Hotel Cruse“, Bahnhofstraße, haben. Mein Vater stellte zwei Blecheimer mit einem vier bis fünf Zentimeter dicken Betonboden hin mit den Worten: „Annere hewwe iek nitt.“ Heppe entgegnete darauf: „Dann well iek den Schrupp-Emmer van duiner Frugge hewwen.“ Mein Vater darauf: „Muine Frugge briuket düese Emmers, säo äe iek. Vui hett selwes keine bäteren.“

Zwei Tage später kam Heppe wieder und verlangte von meinem Vater drei Anzüge für durchreisende Fremdarbeiter. Mein Vater gab ihm zur Antwort: „Ieset dann näo nitt genauch, oiner ies fallen, dai annern twoi vermisst - watt sött dai dann antrecken, wann se wuier hui sind.“ Heppe darauf: „Brümme hegge se dann innen Kruiig schicket?“

Am selben Tag kam Heppe mit einem englischen Offizier und Dolmetscher zu uns. „Was ist hier los?“, wollte der Offizier von meinem Vater wissen. Mein Vater sagte zu den Männern: „Kommen Sie herein, aber der Mann (mein Vater zeigte auf Heppe), der kommt mir nicht mehr ins Haus.“ Mein Vater legte die Schriftstücke von der Gestapo dem Offizier vor, der Dolmetscher übersetzte und die Angelegenheit war schnell geklärt. (Schreiben vom 27. 09. 1944, Seite 158)

Im Herbst 1945 mussten auf Anordnung der Militärbehörde die Gräber der hier in Belecke beerdigten acht russischen Staatsangehörigen in Ordnung gebracht werden. Die Firma Spiegel (Warstein) lieferte meinem Vater dreißig Sack Zement. Diese dreißig Sack (und die Kosten für den Transport mit Pferd

und Wagen) musste mein Vater vorfinanzieren.

Die Einfassungen wurden auf Drängen der Stadt noch vor dem Winter 1945 von meinem Vater angefertigt und auf dem Belecker Friedhof verlegt. Seit 55 Jahren liegen die Einfassungen so wie am ersten Tag. Was mein Vater damals nicht wusste bzw. ahnen konnte: Die Rechnung wurde erst nach fast acht Jahren des Hin- und Herschreibens mit lächerlichen 32 DM bezahlt.

Heinz Becker

## Ein grausiger Fund am Stimm-Stamm

Im Juli 1945 verbreitet sich in Oberbelecke die Nachricht: Spuikers (Rhoden) August ist am Stimm-Stamm von Fremdarbeitern erschlagen worden.

Seine Schwägerin, die heute 82jährige gebürtige Clara Jesse, erinnert sich:

„Meine Schwester wohnte mit ihrem Mann und ihren drei kleinen Jungen in Hagen, wo sie ausgebombt wurden. Sie fanden zuerst Unterkunft in unserem Elternhaus, bevor sie eine kleine Wohnung bei Humperts in der Wilkestraße bezogen. Nach Kriegsende machte sich mein Schwager auf den Weg nach Hagen, um zu sehen, ob eine Rückkehr nach dort möglich war. Es war Hochsommer. Bei den Verkehrsverhältnissen - viele Bahnstrecken waren noch zerstört, Busse fuhren kaum - wussten wir nicht, wie er den Weg bewältigen und wann er zurück kommen würde.

Da erhielten wir am 15. Juli von Warstein Nachricht, am Stimm-Stamm sei ein Toter gefunden worden. In der Gesäßtasche der Hose, dem einzigen Kleidungsstück, das der Tote noch trug, sei in einem kleinen Notizbuch der Name Rhode entziffert worden. Sein Bruder Josef Rhode und mein Bruder Josef Jesse fuhren mit dem Fahrrad nach Warstein. Dort trafen sie den Waldarbeiter, der den Toten gefunden hatte und der sie jetzt zu der Leiche führte.

Ein furchtbarer Anblick bot sich Bruder und Schwager. Zur Unkenntlichkeit zusammengeschlagen, von der Sommerhitze teils verwest, wahrscheinlich von Füchsen und Wildschweinen heimgesucht, lag der

Tote unter grünen Tannenzweigen. Sein Bruder Josef Rhode konnte ihn identifizieren, hauptsächlich durch die Schriftzüge im Notizbuch. Dem Schwager, meinem Bruder, aber wurde so übel, dass er nicht imstande war, das Fahrrad zu besteigen. Er legte den zehn Kilometer langen Weg nach Belecke zu Fuß zurück.

In welchem Zustand sich der Tote befand, davon erfuhren die Söhne erst in diesen Tagen von mir, nach rund 55 Jahren im Verlaufe der Nachforschungen des VHS-Geschichtsseminars. Der älteste Sohn war damals gerade fünf Jahre alt.

Wie aber ging es weiter? Mein Bruder Josef war in dieser Sache zu keiner Tat mehr fähig und kaum in der Lage, in den nächsten zwei Wochen etwas zu essen. Clemens Bange, der Bauer, war sofort bereit, mit Pferd und Wagen den Toten zu holen. Meine Brüder, mit Ausnahme von Josef, und meine Schwäger, dazu Nachbarn, organisierten den Transport. Von Stracken Franz in der Altstadt wollte man einen Sarg holen, aber in ganz Belecke stand keiner auf Lager. Also nahm man vom Schreiner eine große Kiste, lud sie auf Stirks (Bangen) Milchwagen und fuhr Richtung Stimm-Stamm."

Die Männer haben nie über ihre heikle Mission gesprochen. Nur bruchstückweise hat hier und dort einer mal erzählt von abgetrennten Gliedmaßen, von dem furchtbaren Verwesungsgeruch, von ihrer schweren Arbeit. In Belecke bahrte man den Toten auf im Rathauskeller, wo der Totenwagen stand, und zwar nur so lange, bis bei Stracken Franz in der Werkstatt ein neuer Sarg gezimmert war. Danach legte man den Toten in den Sarg und brachte ihn sofort zum Friedhof, wo inzwischen ein Grab ausgehoben worden war. Wegen der fortgeschrittenen Verwesung senkte man den Sarg ins Grab und deckte ihn mit Tannengrün ab. Anderntags nach dem Totenam zog dann der Beerdigungszug von der Kirche ohne Sarg zum Friedhof, was nicht üblich war, wo dann die kirchliche Beisetzung erfolgte.

Natürlich versuchte man herauszufinden, wie und warum August Rhode unter die Räuber gefallen war. Dies sind die bekannten Tatsachen: Auf dem Rückweg von Hagen konnte er bis Meschede per Bahn fahren. Über den Stimm-Stamm verkehrte noch kein

Bus. August Rhode kehrte bei der ihm bekannten Familie Padberg in Meschede ein. Von Frau Maria Pahlke, Belecke, geborene Padberg aus Meschede, erfuhren wir über den Besuch. Sie warnten August Rhode, nicht allein über den Stimm-Stamm zu gehen. Beiderseits des Waldes wusste man in Meschede und auch jenseits in Warstein, dass Fremdarbeiter schon mehrere Überfälle verübt hatten. August Rhode ließ sich nicht einschüchtern. Er wollte möglichst schnell zu seiner Familie zurück. Er hatte keine Angst, ein Kerl wie ein Baum - wer sollte es wagen, ihm etwas anzutun? Am siebten oder achten Juli brach August Rhode zu Fuß von Meschede nach Belecke auf.

Er hat seinen Mut mit seinem Leben bezahlen müssen.

N. N.

### Hilfe, die beinahe das eigene Leben kostete

Es war im März 1946. Mein Bruder Karl und ich waren schon früh zur Arbeit gefahren. Danach machte sich Papa auch fertig zur Reise. Er hatte an diesem Tage bei der Behörde in Arnsberg zu tun. Trotz der frühen Sonnenstrahlen war es noch empfindlich kalt. So nahm er, nicht nur im Sinne des Sprichwortes sondern tatsächlich, seinen Hut, Stock und den dicken alten Wintermantel und fuhr zunächst nach Warstein. Dort musste er dann umsteigen. Von der Post sollte der Bus nach Arnsberg abfahren. Hier sammelten sich etliche Leute, die auch den Bus benutzen wollten. Unter ihnen waren auch ältere Fahrgäste. Für Papa mit seinen 56 Jahren waren Frauen und Männer um die siebzig eben auch „alte Leute". Der Bus kam und man konnte einsteigen. Etwas umständlich versuchte eine Frau, als erste die Stufen zu erreichen. Da drängten sich von der Seite kommend drei junge männliche Ausländer vor. Rücksichtslos wollten sie sich den Vortritt sichern und stießen die Frau weg. „Das gibt es ja wohl nicht, lasst doch die alte Frau erst mal einsteigen", sagte Papa, nahm seinen eichenen Spazierstock und sperrte damit die Männer aus. Worte flogen hin und her, offensichtlich verstand einer den anderen nicht.

Plötzlich stand einer der Ausländer hinter Papa und stach mit einem Messer wütend auf ihn ein. Die ersten Hilferufe gingen in dem entstehenden Tumult unter. Immer wieder stach der Mann zu. Dann rissen ihn seine Begleiter zur Seite und flüchteten gemeinsam. Männer und Frauen, die hinzukamen, schleppten Papa in den Vorraum des Postgebäudes.

„Hilfe, Hilfe!“, hörte man schreien, „der Mann verblutet ja.“ Eine zufällig anwesende Krankenschwester war jetzt buchstäblich die „Erste Hilfe“. Die Halsschlagader war offensichtlich verletzt. Das stoßweise austretende Blut konnte sie nur mit großer Mühe zurückhalten. Auch an anderen Stellen, an Kopf und Nacken, zeigte sich Blut. Inzwischen war ein Arzt herbeigeeilt: „Schwester, drücken sie weiter fest zu, wir müssen schnell ins Krankenhaus.“ Im OP stellte der Arzt dann elf Einstiche fest, davon neun im Bereich von Nacken und Schulterblättern, ein Stich im Hals und ein Stich durch die Wange in die Zunge.

Hätte Papa nicht den dicken alten Mantel angehabt, wären die ersten Stiche tödlich gewesen. Nach mehr als dreiwöchigem Krankenhausaufenthalt wurde Papa zusammengeflickt entlassen. Glück gehabt.

In der Zwischenzeit hatte der Belecker Polizist August Schormann den Täter im Rumänenlager verhaftet. Er wurde wegen versuchten Mordes verurteilt und kam ins Werler Zuchthaus.